

(Nachdruck verboten.)

Frederik Tapbjergs Pflugessen.

4) Von Jeppe Kalfjar.

Autorisierte Uebersetzung von Theobald Bölder.

(Schluß.)

„Wie sind denn die Bauern ihre Kinder,“ kam es zögernd aus Frederiks Munde. Er fühlte sich peinlich berührt von der schonungslosen Kritik seiner Standesgenossen hier in seinem Hause, an seinem Tisch.

„Wie die sind,“ erwiderte Møbst beleidigt, daß er sich von so einem armseligen Schluader eine Unterbrechung gefallen lassen sollte. „Die Frage ist ja nicht so dringend, weil es doch nicht die Kinder von den Bauern sind, die den Häuslern dienen sollen, sondern umgekehrt.“

Die drei Bauern lachten laut auf bei dieser Abfuhr, und Frederik als Wirt fand es am klügsten zu schweigen.

„Nein, wie ich sag,“ fuhr Møbst triumphierend fort, „es ist ja 'ne ehrliche Sache, arm zu sein — aber da ist keine Raision mehr bei den kleinen Leuten; worauf sie ausgehn, ist, großen Lohn zu kriegen für wenig Arbeit.“

„Ja Møbst, was das betrifft,“ sagte Esper Goul lachend, „so sind wir wohl alle gleich gut. Im übrigen muß ich Dir recht geben. Was Du sagst, ist auch meine Meinung. Die sozialistischen Lehren sind zum allergrößten Verderben, sowohl für die Landwirtschaft wie für das Dienstverhältnis. Aber ich weiß nicht, wie man diese Bewegung aufhalten soll.“

„Das weiß ich bei Gott auch nicht,“ sagte Møbst, „aber das ist auch so was, wo ich meine Nase nicht 'neinstecken tu. Daß doch die darauf spekulieren, die dazu da sind. Denn dafür hält man sich ja Regierung und Beamte und Eisenbahndirektionen und, der Teibel weiß, wie all der verfluchte Dreck heißt, den wir Mistbauern durchfüttern müssen. Wir andern sind es ja, die für sie sorgen müssen. — Nein, das ist, wie ich immer sag, daß die Jungen erbärmlich erzogen werden. Hier steht nu 'ne Mutter und hätschelt 'n Kind so lange, bis es gar nicht mehr weiß, was es will.“

Und mit einem strengen Blick auf des Häuslers zahlreiche Kinderschar, die gleichsam wie Fliegen um die Gäste herumstanden und mit gemischten Gefühlen die entwickelte Freggier beobachteten, fügte er hinzu:

„Glaubt Ihr, das war in meinen jungen Jahren so, daß ein Knirps so dastehn durfte und übern Tisch nach dem Braten lungern? Nein, das war nicht so. Übern 'n Stück Käse und 'n Knust Brot, die Rute auf 'n Hintern und raus mit dem Schaf!“

Møbst sprach noch eine Weile in langen Redewendungen von jenem längst verschwundenen Idealzustand, wo die Dienstleute noch slavisch dem leisesten Wink des Hausherrn gehorchten, wo das Wort Menschenrechte noch kein Bürgerrecht in der Sprache hatte und wo der Stock und das spanische Rohr jeden noch so verwickelten häuslichen wie sozialen Knoten zu zerhauen vermochte.

Dann kamen allmählich andere zum Wort, und Lines Kalbsbraten samt Frederiks Brantwein verwandelten sich durch einen mystischen Prozeß im Innern der Gäste nach und nach in schwingvolle Aussprüche über die Degeneration des heutigen Geschlechtes und über die Mittel zu seiner Errettung.

Der Ex-Edelmann strengte sich an, mit seiner höheren Bildung zu brillieren und brachte eine Reihe sozialistenfeindlicher Tiefsinnigkeiten vor, die sich durch ihren eigentümlichen Geruch und Geschmack als frischer Raub aus dem Amtsblatt verrieten.

„Das, was man am tiefsten bei den kleinen Leuten jetziger Zeit beklagen muß, ist der in die Augen fallende Mangel an Genügsamkeit, der eine so ausgeprägte Eigenschaft des ärmsten Teiles der Bevölkerung ist.“

Mit diesen Worten schloß der Ex-Edelmann einen längeren Vortrag über die soziale Misere. Und mit dem vergeudeten Herrenhof vor Augen war dies ja auch durchaus kein schlechter Schluß.

„Ja, und dazu all die vielen Kinder, die die kleinen Leute in die Welt setzen,“ warf Rot-Thames ein.

„Ja, wie nu der Frederik hier,“ sagte Mons; „zu so vielen Kindern könntest Du, bei Gott, Dein Lebtag nicht Vater werden,“ setzte er foppend hinzu. „Da müßtest Du wahrhaftig erst eine Meße Salz und ein paar Scheffel Kraftfutter zu fressen kriegen. Ha, ha, ha!“

„Und denn ist mir noch bange, daß es nichts hilft,“ meinte Møbst. — „Wenn es nicht mit Thamesens Anna geht wie mit Abrahams Sarah, die Besuch von dem Herrn empfing in ihrem Alter!“

Alle lachten über diese Saftigkeiten, ausgenommen der kinderlose Thomas, der mit einem genierten, impotenten Blick auf seinen knochendürren Körper herabsah, während ihm eine schwache Röte vom Haar hernieder über die Schläfen kroch und dem Grauviolet der Wangen einen anderen Farbenton gab.

Der „Edelmann“ vertiefte sich noch einmal in das Verhältnis zwischen Bauern und Dienstleuten. Der Wurm der Zeit sei Mißgunst, sagte er, Mißgunst gegen den Vessergestellten. Mißgunst gegen den Gutsherrn, der sich eine Pfeife Tabak oder einen freien Tag leisten könne, während die anderen sich plagten.

Und nun suchte Rot-Thames sich zu rehabilitieren für seine vorige unglückliche Neußerung, indem er bemerkte:

„Denn ein Bauer soll es doch auch ein klein bißchen besser haben als seine Leute.“

„Ja, das versteht sich,“ sagte Møbsts anerkennend. „Sonst hat einer doch wenig davon, daß man seine Steuern und Abgaben bezahlen muß.“

Während des ganzen Gesprächs war Line ab und zu zwischen Tisch und Kochplatz hin und her gelaufen und hatte die Schüsseln gefüllt, so gut sie es vermochte.

„Gott helf uns, wie die fressen,“ sagte sie erschreckt zu ihrer Aushelferin, als sie zum siebentenmal mit dem geleerten Teller nach der Küche kam.

„Wenn es bloß reicht! Unser Herrgott muß viel Segen dazu geben, wenn es für solche Schluchthälse genug werden soll.“

Aber kaum war sie wieder hineingekommen und an den Tisch getreten, da wiederholte sie unaufhörlich: „Ach, seid nu so gut und langt zu, wenns gefällig ist.“

Es galt, um jeden Preis den Schein zu wahren, als wäre noch wer weiß wie viel im Fleischtopf.

Die Kinder gingen und hungerten und kriegten nichts, obwohl der Duft der lieblichen Sauce ihnen unaufhörlich in die Nase stach. Mit langen, schielenden Blicken sahen sie nach jedem Bissen, den die Gäste zum Munde führten.

„Laßt mich nu sehn, daß Ihr artige Kinder seid,“ hatte die Mutter gesagt, als sie begann, das Essen aufzutragen, „dann sollt Ihr nachher auch noch was abkriegen, — wenn die da was über lassen,“ fügte sie vorsichtig hinzu.

Ein kleiner Knirps, der sich Møbsts als Beobachtungsobjekt auserkoren, und schon seit Beginn der Mahlzeit mit starren Blicken seinen Eingabelungen zugehört hatte, kam heraus, zerrte an Mutters Rock und jammerte unter strömenden Tränen:

„Mutter, ich krieg nix! Die essen alles auf!“

In dieser Mitteilung war keine Spur von Uebertreibung. Alles, was das arme Haus an Fleisch und Zukost zu bieten vermochte, ging drauf.

Als Line ihr letztes Stück hineintrug und es leise von der Schüssel auf den langen Teller gleiten ließ, hoffte sie, daß sie doch das unberührt lassen würden.

Aber nein! Møbsts hieb darauf ein und brachte es Bissen für Bissen unter seine breiten Minnbäden. Glücklicherweise hatten die anderen nun doch ihre Gabeln hingelegt, und auch Møbsts sah nach diesem letzten Sieb aus, als wenn er seinen Gaumen hinreichend eingefettet hätte.

Diesen Ausdruck pflegte Line zu gebrauchen.

Das Dessert bestand aus Kaffeebunsch, dem sogenannten „Swot“, dem Nationalgetränk in dieser Gegend.

Es war nun bereits dunkler Abend. Die Lichter wurden angezündet. Das Gespräch ging nicht mehr so lebhaft wie vorhin.

Møbsts klagte über einen „Satans Schludauf“, der ihn immer plagte, wenn er „'n Bissen Futter“ eingenommen hatte.

Rot-Thames blickte aus dem Fenster und sprach die Befürchtung aus, daß man daheim vergessen haben könnte, die

Ochsen von der Wiese nach dem Brachfeld zu bringen, weil es nach Nachtregen ausfiel.

Und Mobst begann zu gähnen und sagte: „Ach, wenn man nu bloß da läge, wo kein Lorfwagen fährt;“ er meinte im Bette.

„Es ist ja wahr, Frederik,“ sagte Esper Soul plötzlich, „ich habe Ihnen ja noch nicht die sechs Tage bezahlt, die Sie in meinem Torfmoor gearbeitet haben. Wie viel bin ich Ihnen schuldig,“ fragte er und griff in die Tasche.

„Ja, sehn Sie,“ erwiderte Frederik, den anderen einen schelmischen Blick zuwerfend, „wenn ich für die Bauern arbeit, nehm ich vier Schilling 'n Tag; arbeit ich aber für'n Edelmann, dann krieg ich immer fünf.“

Soul verlor kein Wort weiter, sondern legte schweigend die Edelmannstaxe auf den Tisch.

Mobst blinzelte Rot-Thames zu und flüsterte: „Das hat Frederik wahrhaftig fein gemacht.“

„Hör, Frederik,“ begann darauf Rot-Thames, „nu haben wir Du geholfen, da is es doch nich mehr als recht, wenn Du uns auch hilfst. Sieh, ich soll'n Knecht in der Seide haben. Nu mein ich, ob Du nicht mitgehn kannst und ihm helfen 'n paar Fuder Heidekraut schlagen.“

Und so mußte Frederik allen versprechen, auf irgend eine Weise ein bis zwei Tage gratis Arbeit zu verrichten. Erst als er dies Versprechen gegeben hatte, wurde er die Gäste los.

Vorher schon waren die Kinder halb hungrig zu Bett gebracht worden.

Frederik kam nun in die Küche hinaus, wo die ausgeschrapten Töpfe und Pfannen auf dem Tisch standen.

„Nicht so'n klein Bissen haben die übriggelassen,“ sagte Lina. „Das is, weiß Gott, 'ne Sünde; aber Du mußt mit'n Stück Käse und Brot vorlieb nehmen. Da is doch wohl noch so viel Brantwein über, daß Du'n Schluck kriegen kannst?“

Frederik setzte sich schweigend und verzehrte den knochenharten Käse zu dem groben Brot.

„Mutter!“ scholl es aus einem der Bettverlöge.

„Was has Du klein Maren,“ fragte Lina und beugte sich über das Bett.

„Dummen Schmaß,“ sagte sie dann und richtete sich wieder auf. „Leg Dich nu hübsch hin und schlaf!“

„Was will denn die klein Dirn?“ fragte Frederik.

„Ach was, so'n dummes Ding kann ja daliegen und viel wollen,“ jagte Lina.

„Sie will patu so'n Knochen haben, den der verfressene Mobstns abgefappelt hat.“

(Nachdruck verboten.)

Beleuchtungseffekte im hohen Norden.

Von A. Hellwig.

Vor kurzem las ich in einer Familienzeitschrift, Island wäre ein Land ohne jede Natur Schönheiten, monoton, kahl und poesielos, überhaupt ein Land ohne jede Reize irgendwelcher Art. Ich traute meinen Augen nicht; Island, die Insel „von Feuer und Eis“, auf der fürchterliche Erdkatastrophen Bilder von erschütternder Tragik, aber ewiger Schönheit geschaffen, wo das Meer, tiefblau wie die Blüten der Adria, himmelhohe Felsen in wunderbarer Formationen umspült, wo grüne Alpenlandschaften mit glasklaren Gletschern, Höhlen und Schneefeldern, mächtige heiße Springquellen umrahmen und Wasserfälle und reißende Ströme allenthalben den Blick fesseln, wo noch heute Trollen, Elfen und „der Drachen wilde Brut“ in phantastischen Lavagrotten und Einöden zu wohnen scheinen und die auf- und untergehende Sonne Beleuchtungseffekte von ungeahnter Herrlichkeit und Großartigkeit hervorzaubert, soll ein Land ohne Natur Schönheiten und Reize sein? Noch vor wenigen Wochen war es mir vergönnt, auf jenem Märcheneiland zu wandeln, aber trotzdem ich auf unsern vielen und weiten Reisen ein gutes Stück von der Welt kennen gelernt habe, kann ich aus vollster Ueberzeugung sagen, daß ich etwas Schöneres als Island nie gesehen habe, ja, vielleicht mehr als dies, daß die isländischen Landschaftsbilder überhaupt die herrlichsten und abwechslungsreichsten sind, auf denen mein Auge je voll trunkenem Entzücken geruht hat. Wie könnte es auch anders sein, da die Gegenstände hier dicht nebeneinander wohnen als sonstwo in der Welt und die Beleuchtung durch die Gestirne Zauberbilder schafft, wie sie ähnlich nur noch in Alaska anzutreffen sind! Wer diese Lichteffekte nie geschaut, der vermag sich von ihrer hinreißenden Wirkung überhaupt keine Vorstellung zu machen und selbst, wenn Island nicht seine Gletscher und Schneeberge, seine Ströme, Wasserfälle, Fjorde und Springquellen, seine Walfelsen, grünen Triften und Vulkanen besäße, so würden sie allein genügen, um aus dieser hochnordischen Insel ein Feenland zu

machen, auf dem andere optische Geseze gelten, als auf der ganzen übrigen Erde.

Ich will nicht von der Mitternachtssonne sprechen, die man im Norden Islands jenseits der Polargrenze in ihrer vollen Pracht bewundern kann, denn die ist oft genug geschildert und man vermag sie auch anderwärts zu sehen, sondern zuerst von der „Waberlohe“, jenem seltsamen, einzig schönen Sonnenuntergang, der alle Kunststücke der Pyrotechnik als Nichtigkeiten erscheinen läßt.

Wie in rosigem Nebel gehüllt liegen Meer und Felsen da, dann klären sie sich allmählich, indeß das rote Licht immer intensiver und leuchtender wird, bis es uns das Bild einer ungeheuren Feuersbrunst hervorzaubert, die Himmel und Erde mit blutigroten Fluten übergießt. Inmitten dieses Flammenmeeres taucht im Westen eine riesige goldene Kugel, die Sonne, plastisch wie ein Ball, auf und — o Wunder — rings um sie herum zuden grellblaue, lila, smaragdgrüne und gelbe Strahlen auf, die ihr das Ansehen einer kolossalen Monstranz mit verschiedenfarbigen Fäden leihen und von der unte horizontale Streifen nach allen Richtungen hin ausgehen. Fast eben so farbig, aber zerrinnend und sonderbar glitzernd sehen wir dies alles sich im Meer spiegeln. Doch bald wechselt das Bild, die leuchtenden Töne verblasen und während die Sonne langsam in den Fluten versinkt, schimmert die ganze Gegend in weichem samtigen Rosa und Blau. Noch etwas später umhüllt Dämmerung die Landschaft.

Das ist die Waberlohe, die man freilich nicht alle Tage sehen kann. Der weiche rosa und blaue Sammetglanz ist dagegen den isländischen Felsen tagtäglich, sofern nicht die Sonne von Wolken verdeckt wird, während der Vormittagsstunden zwischen zehn und zwölf Uhr eigen und er allein würde genügen, um jemand die weite Reise nach Island nicht bedauern zu lassen.

Selbst und schön ist auch das Nordlicht, welches sich im Sommer und Winter in ganz verschiedener Art zeigt. In der kalten Jahreszeit erscheint es rot, in den Sommermonaten und im Frühherbst dagegen völlig weiß. Es hat dann etwas Gespenstisches und verwandelt Meer und Lavafelder in einen ungeheuren Friedhof mit phantastisch unheimlichen Grabdenkmälern. Nicht vergessen will ich ferner jene Erscheinung, welche die Isländer mit ihrem starken poetischen Empfinden „Eisensäden“ nennen. Es dies ein Gespinnnt aus goldenen Fäden am roten Abendhimmel, das sich in eigentümlicher Weise im Meer spiegelt. In Island sagt man zwar, die Spiegelung fände am Himmel statt, indem die abendliche Kahnfahrt der Elfen oben in den Wolken jene glühenden Streifen erzeuge.

Während die Waberlohe Island und Alaska und die Mitternachtssonne, wie das Nordlicht allen arktischen Gegenden gemeinsam angehört, hat ein anderes nordisches Land, nämlich Finnland, gewisse Lichterscheinungen, die es mit keinem zweiten teilt. Wer hätte nicht von den weißen und blauen finnischen Nächten gehört! Die weißen, die man in den südlicheren Teilen des Landes „der tausend Seen und ungezählten Brüden“ beobachtet, sind oft besprochen worden, von den blauen wissen aber nur verhältnismäßig wenige Fremde, weil der hohe Norden Finnlands dem Fremdenverkehr so gut wie unerschlossen ist. Und doch dünken sie mich viel schöner als jene. Ich glaube, den Eindruck am besten zu veranschaulichen, wenn ich das Bild einer finnischen Landschaft in blauer Nacht dem vergleiche, welchen man beim Schauen durch eine dunkelblaue Glasscheibe erhält. Meer, Himmel, die vielen weißen Bogenbrücken, die Feuertürme am Ufer, die dunklen Föhrentwälder, welche sich hinter den Bergen mit ihren zahllosen winzigen Blockhäuschen erheben — kurz alles, worauf der Blick fällt — schwimmt in diesem tiefen Blau. Nur die Sterne am Himmel und die Lichter in den Feuertürmen glänzen goldgelb. Nichts läßt sich dem stimmungsvollen melancholischen Reiz dieser blauen Nächte vergleichen, und was sie noch märchenhafter macht, ist, daß dabei alle Geseze der Optik aufgehoben erscheinen. Was fern ist, glauben wir ganz nah zu sehen, das Große macht einen kleinen und das Kleine einen großen Eindruck — die Sterne aber liegen im Wasser. Trotzdem alles in dieses intensiv blaue Licht getaucht ist, kann man die Umrisse der einzelnen Dinge genau erkennen, ohne aber, wie schon bemerkt, die Entfernungen und Größenverhältnisse auch nur annähernd tagieren zu können. Man kommt sich wie verloren in einer Traumwelt vor und bergewissert sich unwillkürlich, ob man auch auf festem Boden steht. Ähnlich ist der Eindruck einer weißen Nacht, nur daß man bei dieser alles weiß sieht, etwa wie bei einer mondbeschieneenen Schneelandschaft, immerhin ist der Effekt doch nicht ganz so fremdartig. Sehr sonderbar kommt es uns auch vor, daß man im Norden Finnlands noch lange, nachdem die Zeit der Mitternachtssonne schon vorüber ist, fast die ganze Nacht hindurch ohne künstliche Beleuchtung lesen kann. Dementprechend wird es dort bereits Ende September überhaupt nicht mehr recht hell; im Spätherbst und Winter werden daher auch die etwas größeren Städte während des Tages elektrisch beleuchtet.

Seltamerweise macht sich der Einfluß der Mitternachtssonne in manchen anderen bedeutend höher gelegenen Gegenden lange nicht so stark geltend, wie in Finnland. Das trifft besonders für die Lapoten und Westeraalen zu, die ja zwischen dem 69. und 70. Grad nördlicher Breite liegen, also viel nördlicher als Island und die Nordspitze Finnlands. Interessant, aber nichts weniger als schön ist dort der Anblick des Vollmonds zur Zeit der Mitternachtssonne; während man die letztere in strahlender Schönheit erblickt, sieht man gleichzeitig den Mond aschgrau.

Wenn man von den Lichteffecten im hohen Norden spricht, darf auch die Gata Morgana nicht unerwähnt bleiben, die allerdings in arktischen Ländern nicht mit diesem Namen belegt wird. Man spricht hier eigentlich nur von Luftspiegelungen, doch sind es im Grunde die gleichen wie in der Wüste. Namentlich in Alaska lassen sie sich häufig beobachten. Am Meer, über Gebirgen aus Schnee und Eis tauchen plötzlich Schiffe mit Mast und Segeln, Wälder, Menschen usw. mitten in der Luft auf. Oft sind es auch nur einzelne Gegenstände, Gläser, Anter, Ketten, Tische usw. In der Regel erscheinen die Dinge verkehrt, aber keineswegs immer. Wo diese Bilder herkommen? Nicht einmal die Fachgelehrten sind sich ganz einig über die Ursache der Erscheinung in ihren Einzelheiten. Wo kommen die grünen Inseln z. B. her, die man, wenn auch nicht allzu oft, überall in nordischen Meeren, bisweilen plötzlich im hellen Sonnenlicht aus den Fluten ersehen sieht? Weit und breit gibt es kein solches Eiland, aber jeder sieht es greifbar und deutlich — bis es, beleuchtet von den Strahlen der Tageskönigin, wieder spurlos verschwindet.

Kleines feuilleton.

Aus dem Leben des Theophrastus Bombastus. Eine der fesselndsten Erscheinungen in der wissenschaftlichen Welt zu Beginn der Neuzeit war der häufig genannte, aber auch fast ebenso häufig ungerecht beurteilte Arzt und Naturforscher mit dem schönen Namen Philippus Aureolus Paracelsus Theophrastus Bombastus von Hohenheim, gewöhnlich Paracelsus genannt, obgleich sein eigentlicher Vatersname Bombast war. An diesen Familiennamen knüpft sich die erste Ungerechtigkeit, die dem für seine Zeit recht hervorragenden Mann von seinen Landsleuten zugefügt wird, indem man den Ausdruck Bombast, der für eine schwülstige Sprache gebraucht wird, mit ihm in Zusammenhang bringt. Der Bombast hat gar nichts mit diesem Bombastus zu tun, sondern rührt von einer gleichlautenden Bezeichnung für einen mit Baumwolle ausgestopften und daher aufgeblähten Gegenstand her, indem die Baumwolle im mittelalterlichen Latein bombax genannt wurde. Theophrastus war von Geburt ein vornehmer Herr, denn seine Adelsfamilie, die ursprünglich aus Schwaben stammte, wird schon um 1100 in der Geschichte erwähnt. Geboren wurde der große Gelehrte allerdings in der Schweiz und teilt mit manchen anderen berühmten Männern das Schicksal, daß über den Tag seiner Geburt Unsicherheit herrscht. Nach den heutigen Angaben hat er die Wahl, entweder mit Luther und Schiller oder mit Beethoven am gleichen Tage geboren zu sein; als Jahr steht 1493 fest. Im Gegensatz zu vielen anderen Adelsfamilien scheinen die Bombaste schon von früher her wissenschaftliche Interessen verfolgt zu haben; wenigstens war schon der Vater von Theophrastus, Wilhelm Bombast von Hohenheim, nach der Ueberlieferung ein hervorragender Gelehrter und praktischer Arzt. Aus der Lebensgeschichte seines Sohnes veröffentlicht jetzt Dr. Franz Strunz in der „Wiener klinischen Wochenschrift“ eine neue Untersuchung, die namentlich die Beziehungen des Forschers zu Oesterreich darstellen soll. Der Sagenkreis, der sich um Paracelsus gewoben hat, hat seinen Ursprung eigentlich in dem an Abenteuern reichen Wanderleben, das er als Student aufnahm und bis zu seinem Tode mit wenig Unterbrechungen fortsetzte. Zwei Wahlsprüche von ihm sind überliefert, die nicht nur für seine Lebensführung außerordentlich charakteristisch sind, sondern ihn auch als eine hervorragende Persönlichkeit kennzeichnen. Der erste heißt: „Besser in Ruhe denn in Unruhe, aber näher Unruhe denn Ruhe;“ und der zweite lautet: „Du sollst keines Andern Knecht sein, wenn Du Dein eigener Herr, Wille und selbstiges Herz sein kannst!“ In der That muß Paracelsus von einem beneidenswerten Unabhängigkeitssinn gewesen sein, der es ihm ermöglichte, in fast ganz Europa umherzuwandern, sich überall hineinzufinden und Segen durch eine ernste ärztliche Arbeit zu stiften. Schon mit 35 Jahren wurde er in Basel Stadtarzt und Professor, und die Ankündigung seiner Vorlesungen an dieser Universität war ein glänzendes Zeugnis seiner geistigen Selbständigkeit, indem er darin eine Kriegserklärung gegen „Lebensdürte, cholaistische Wortkunst und philologische Medicin“ erließ. Daß ein solcher Mann sich schnell Feinde schuf, war selbstverständlich. Paracelsus muß diese Kunst aber in ungewöhnlich hohem Grade besitzen haben, denn schon nach etwa acht Monaten war ihm in Basel der Boden so heiß geworden, daß er nach dem Elsaß hinüberfloß. Wir finden ihn dann 1529 in Nürnberg, weiter in Regensburg, Amberg, St. Gallen und fernerhin in Tirol, wo er rücksichtslos gegen jede persönliche Gefahr die Pest bekämpfte. In Ulm erblühte sein wichtigstes Werk die „Große Wunderzue“ das Licht der Welt, das eine große Zahl von Auflagen erlebte. Auf diesen Fahrten hatte Paracelsus wiederum viel Anfechtungen zu erfahren, namentlich durch religiöse Verfolgungen, da er nach einem seiner kräftigen Aussprüche die „Dunstfette des konfessionellen Fanatismus“ nicht zu ertragen vermochte. Gegen Zwang und Engherzigkeit von dieser Richtung verwahrte er sich in heftiger Sprache, während er gleichzeitig Armut und Dürftigkeit ohne Murren hin nahm. 1537 ging er nach Wärsen hinüber, wo er die ersten Teile seiner „Großen Astronomie“ vollendete. Ueberhaupt muß er fabelhaft fleißig gewesen sein, da es ihm nicht darauf ankam, außer den vielen von ihm veröffentlichten Schriften noch große Stöße von Manuskripten, falls es die Verhältnisse irgendwie verlangten, im Stich zu lassen. Noch im gleichen Jahr gelangte er nach Pres-

burg, wo es ihm zur Abwechslung einmal gut ging, da er vom dortigen Stadtrichter in einem offiziellen Festmahl gefeiert wurde. Sein Ruhm war überhaupt schon allzugroß für sein Wohlbehagen, denn als er 1537 nach Wien übersiedelte, wurde er von seinen Kollegen durchaus nicht lieblich angesehen, weil sie befürchteten, durch ihn in den Schatten gestellt zu werden. Er hat es auch vornehm zu tragen gewußt, daß die Wiener Aerzte ihn sorgfältig mieden und sich nur gelegentlich mit seiner Ironie darüber ausgesprochen. Als ihm der Kaiser Ferdinand I. zumute, einmal mit seinen Doktoren zu disputieren, erklärte er gerade heraus: Er lasse ihnen ihre alte Wissenschaft und behalte die seinige. Nur als die neidischen Fachgenossen sogar die Drucklegung neuer Werke von Theophrastus zu verhindern gewußt hatten, stieg die Bitterkeit in ihm auf und verbichtete sich in dem ausdrucksvollen Satz: „Ich habe eben wieder einmal vergessen, daß ein Krügler gegen den andern ist, und daß man einer Krüge nicht den Schmer abkauft.“ Dennoch war die Wiener Zeit für Theophrastus im ganzen glücklich, er nahm reiche Honorare ein, tat aber unter Armen und Kranken unendlich viel Gutes, so daß, wie Strunz hervorhebt, noch die Sage ein fesselndes und unsagbar sympathisches Bild einer gediegenen Persönlichkeit von ihm überliefert hat. Am besten zeugen dafür wiederum seine eigenen Worte, wenn er sagt: „Der Arzt darf kein Karbenmann sein, kein altes Weib, kein Henker, kein Lügner, kein Leichtfertiger, sondern er muß ein wahrhaftiger Mann sein.“ Man kann sich noch heute ungefähr vorstellen, wie ein solcher Charakter, verbunden mit den größten Fähigkeiten für gelehrte Arbeit und praktische Betätigung, in einem Kreise kleinlicher Durchschnittsmenschen gewirkt haben muß. Dabei soll Theophrastus Neuzere wenig imponant gewesen sein, denn er wird als ein kleines glatt rasiertes Männchen mit dünner Stimme geschildert. Von seinem Leben in Wien ist noch manche Sonderlichkeit überliefert worden. In mancher Wohnung hielt er es nicht mehr als eine Nacht aus, und gelegentlich wählte er sich dazu den fünften und sechsten Stock eines Hauses. Später zog er wieder nach Kärnten, wo er sich in wissenschaftliche Arbeiten über Bergbau vertiefte, nebenbei aber selbstverständlich stets ärztlich tätig blieb. Hier scheint er ungewöhnlich lange, nämlich zwei Jahre, geblieben zu sein, ehe er wieder sein Wanderleben aufnahm, das übrigens teilweise durch eigentliche Berufungen des berühmten Arztes veranlaßt wurde. Wenn man bedenkt, wie schwierig damals das Reisen war, wird man es erstaunlich finden, wie er am Anfang des Jahres 1541 noch in Grätz war, dann in Breslau, wiederum in Wien und im Frühjahr schon in Salzburg, wo er im gleichen Jahre starb. Die Güter dieser Welt hatte er nie geschätzt und nach einem eigenen Ausspruch zeitweilig am „Pflug der Nahrung“ gestanden. Daher besah er auch ein unbesiegbares Mitgefühl mit „arm, elend und dürftig Leut“, denen er seine geringe Habe vererbte. Er wurde auch nach seinem eigenen Wunsch unter den Armen des Versorgungshauses in Salzburg begraben, natürlich unter ungeheuren Menschenzulauf, zu dem freilich außer der Neugier wohl auch wahre Dankbarkeit seiner zahlreichen Pflinglinge beigetragen haben mag. In der großen rein anschaulichen und ästhetischen Auffassung der Natur vergleicht ihn sein Biograph Strunz sogar mit Goethe und legt noch einmal Verwahrung dagegen ein, daß die Sage aus diesem echten Mann und großen Geist einen marktschreierischen Geldmacher oder einen theatralisch herausgeputzten Faust gemacht hat.

kfg. Warenhausdiebstähle und Kleptomanie. Fast täglich lesen wir in den Zeitungen von Damen besserer Stände, die sich soweit vergessen haben, Gegenstände in Warenhäusern mitgehen zu heißen, so daß eine ganz besondere Rubrik von Diebstählen in dieser Beziehung entstanden sind. Schon Zola schildert in seinem Roman: „Au bonheur des dames“ in glänzender Weise diese später als Kleptomanie, d. h. als Nerven- oder Geisteskrankheit angesehene Diebstahlsategorie. Indes herrschte doch im großen und ganzen eine ziemliche Verwirrung in der Auffassung, so daß es ein Verdienst von Dr. Laquer gewesen ist, Klarheit zu schaffen. Er macht mit Erfolg gegen das neuerdings in der Literatur vielfach hervorgetretene Streben Front, die längst begrabene Lehre von der Kleptomanie wieder zu neuem Leben zu erwecken und den Warenhausdiebstahl unter der Rubrik „Partielles Irresein“ in die Wissenschaft „einzuschmuggeln“. Der Warenhausdiebstahl ist nach ihm vielmehr keineswegs immer das Zeichen eines krankhaften Zustandes, der die Schuld und das Schuldbewußtsein verkleinert oder ausschließt. Es handelt sich vielmehr um ein Vergehen gegen das Eigentum, bei dem vielleicht die Willensschwäche des Warenhauses eine krankhafte sein kann, und zwar dann, wenn schon bestimmte andere Krankheitszustände vorhanden gewesen sind. In den meisten Fällen aber kommt keine Zwangshandlung in Frage, sondern nur ein ganz gewöhnliches Vergehen. — Die Aerzte, die als Sachverständige vor Gericht auszusagen haben, müssen genau abwägen, ob bei leicht nervösen und hysterischen Individuen, die nie geisteskrank waren, eine mildere Auffassung ihrer Vergehen gegen das Eigentum von Warenhäusern am Platze ist, oder ob nicht einfach unlautere, in dem Charakter der Angeklagten und ihren Verhältnissen liegende Motive für die meist wohlüberlegten Diebstähle der Grund sind.

Kunst.

Ein Preisanschreiben für reichsdeutsche Münzen und Briefmarken. Der „Dürerbund“ macht im

Kunstwart das folgende Preisausgeschrieben bekannt: „Es gibt keinen Gegenstand öffentlicher Kunst, der auch nur annähernd in gleichem Maße milliardenfach hergestelltes Allgemeingut wäre, wie die Briefmarken und die Münzen. Sie kommen täglich, fast darf man sagen: in jede Hand. Und während die Münze ihren Umlauf im wesentlichen immerhin auf das Reich beschränkt, wandert die Briefmarke außerdem noch zu Millionen in alle Welt. Die Augen des ganzen eigenen Volkes üben ihren Geschnack, ohne sich dessen bewußt zu werden, tagtäglich an Münzen und Marken, für das Ausland aber bildet den ersten und nächstliegenden Anhalt zur Beurteilung der künstlerischen Kultur eines fremden Landes seine Briefmarke. Wie viele Länder haben trotzdem schönere Briefmarken als unser Vaterland! Und wie viel schöner sind z. B. die französischen Münzen als die unsern! Aber trotzdem ist noch nie der Versuch gemacht worden, unsere Künstler zu dem Wettbewerb aufzurufen: zeigt, wie unsere Münzen und Marken sein könnten!

Der Dürerbund macht jetzt diesen Versuch. Da er nicht zu den gesetzgebenden Mächten gehört, kann sich natürlich nur darum handeln, Entwürfe zu gewinnen, die Vorschläge bedeuten. Sollen diese Vorschläge recht viele Möglichkeiten zeigen, so müssen die Künstler so viel Freiheit haben, wie sich mit der Aufgabe nur vereinigen läßt. Sollen die Entwürfe wirklich brauchbar sein, so müssen andererseits die gesetzlichen Bestimmungen und die praktischen Herstellungsbedingungen der Marken und Münzen im Auge behalten werden, die nicht ohne große Schwierigkeiten zu ändern sind. Aus diesen Erwägungen heraus haben wir uns auf die folgenden Bestimmungen geeinigt:

1. Der Dürerbund stellt für Preise 3500 M. zur Verfügung. In wie viel und wie hohe einzelne Preise diese Summe geteilt werden soll, das zu entscheiden steht je nach den Eingängen den Preisrichtern frei. Die Summe von 3500 M. muß verteilt werden, das Zurückbehaltene eines Teiles davon ist unter keinen Umständen zulässig. Im Gegenteil: der Dürerbund behält sich vor, bei besonders günstigem Ausfall des Wettbewerbes auf Antrag der Preisrichter jene Summe noch zu erhöhen.

2. Das Format der Briefmarken dürfte am besten dem der jetzigen deutschen Reichsmarken gleichen. Da diese aus technischen Gründen mittels Linien-Kupferstichs hergestellt werden, so bitten wir, die Entwürfe einzureichen entweder als lineare Zeichnungen oder als ausgeführte Linienkupferstiche, womöglich in fünffacher linearer Vergrößerung und unter Beigabe einer Photographie in Originalgröße der Marken. Der Entwurf kann entweder eine Umarbeitung der eingeführten Marke oder eine neue Erfindung sein. Die Druckfarben der verschiedenen Werte sind im allgemeinen durch den internationalen Gebrauch festgelegt: Marken im Werte von 5 Pf. in grün, 10 Pf. in rot, 20 Pf. in blau usw. Wir bitten aber, den Farbenton auf jedem Entwurf anzugeben, falls nicht schon der ganze Entwurf im Farbenton gezeichnet oder gedruckt ist. Auch Vorschläge zu anderen Farben und zu mehrfarbigem Drucke sind indessen nicht ausgeschlossen.

3. Für die Münzen erbitten wir plastische Entwürfe (Vorder- und Rückseite) nicht über 10 Zentimeter Durchmesser und womöglich unter Beigabe von Photographien in der Größe der Originale. Es können nach Wahl des Künstlers Vorschläge für jede Münzart eingereicht werden. Besonders geeignet erscheint uns das Einmark-, das Fünfmark- und als Scheidemünze das Zehnpennig-Stück.

4. Das Preisrichteramt wird von vier bis fünf Vertretern der Kunstlerchaft, vier Vertretern der Kunstwissenschaft und zwei Vertretern des Dürerbundes ausgeübt werden. Als Vertreter der Kunstlerchaft haben wir ersucht die Herren: Geheimrat Professor Robert Diez, Dresden, Prof. Dr. Max Klinger, Leipzig, Prof. Bruno Paul, Berlin, Prof. Schultze-Naumburg, Saalea und Prof. Georg Wrba, Berlin. Die Vertretung der Kunstwissenschaft haben bereits übernommen: Direktor Professor Dr. Jessen, Berlin, Direktor Professor Dr. Lehmann, Berlin, Direktor Professor Dr. Lichtwark, Hamburg, Direktor Professor Dr. Seliger, Leipzig. Den Dürerbund vertreten im Preisgericht: Ferdinand Avenarius und Professor Dr. Paul Schumann.

5. Die Entwürfe sind bis zum 1. November einzusenden an den Sächsischen Kunstverein, Dresden-A., Brühlische Terrasse, mit der Bezeichnung „Zum Wettbewerbe des Dürerbundes“. Es bleibt den Künstlern freigestellt, ihren Namen zu nennen, oder dem Entwurf in der sonst üblichen Weise ein Kennwort beizugeben und den Namen in gleichbezeichnetem verschlossenen Briefumschlag mitzuteilen.

6. Die Entwürfe bleiben Eigentum der Künstler. Sie stehen aber auf Wunsch dem Dürerbunde von der Preisverteilung ab ein Jahr lang zum Ausstellen zur Verfügung. Auch ist der Dürerbund berechtigt, die Entwürfe für agitatorische Zwecke usw. abzubilden.“

Ob die übliche Initiative des Dürerbundes zur Umgestaltung unserer geradezu geschmacklosen Münzen und Briefmarken führen wird, ist einigermaßen fraglich. Künstlerische Erwägungen haben bei den maßgebenden Faktoren nichts zu befagen. Und wenn andere Leute mehr Urteil und Geschnack beweisen, als jene selber besitzen, so ist das vielmehr ein Grund zur Ablehnung. Aber man wird sich in Zukunft wenigstens darüber klar sein, daß wir schönere und der künstlerischen Erziehung dienende Münzen und Marken haben könnten, wenn wir nur wollten und — dürften. Bis dahin sehen mit stillem Reide nach Frankreich, wo man es verstanden hat, unter der Mitwirkung der besten Künstler den Anblick von Münzen und Marken zu einem ästhetischen Genuß

zu gestalten. Freilich läßt sich in einer Republik auf diesem Gebiete auch leichter künstlerisches Schaffen als im monarchengelegneten Deutschland, wo die Münzen die Wahrzeichen so und so vieler Dynastien und die Porträtgalerie so und so vieler „von Gottes Gnaden“ zu sein haben.

Aus dem Tierreiche.

Die Sprechwerkzeuge der Papageien. Das Gehörorgan und die Sprechwerkzeuge der Papageien bieten deswegen ein hohes Interesse, weil sie unter allen Tieren die menschliche Sprache am vollkommensten nachzuahmen vermögen. Diesbezügliche Untersuchungen lagen aber bisher nicht vor. Man konnte von denselben erwarten, daß durch Vergleiche mit den einfachen anatomischen Verhältnissen beim Vogelohr zu ersehen war, welche anatomischen Elemente für die Sprache wesentlich und unumgänglich seien. Mit Unterstützung der bayerischen Akademie der Wissenschaften hat nun Dr. Denker, Professor der Ohrenheilkunde in Erlangen, die Gehör- und Sprechwerkzeuge der Papageien einer gründlichen Untersuchung unterzogen. Diese ergab, daß beim Bau des Papageiohres sich keine wesentlichen Abweichungen von dem der übrigen Vögel finden, daher die Fähigkeit zu sprechen überhaupt nicht durch bestimmte Formanlage des Papageiohres bedingt ist; dagegen findet sie eine befriedigende Erklärung in dem Bau der Sprechwerkzeuge, namentlich der Zunge. Letztere weist gegenüber den Zungen der übrigen Vögel eine mächtige Entwicklung auf. Außerdem hat das Ansatzrohr, in welchem sowohl Vokale als Konsonanten gebildet werden, der Mund- und Rachenraum, beim Papagei eine bedeutende Erweiterung erfahren, welche sie zum Hervorbringen der Sprechlaute geeignet erscheinen läßt.

Notizen.

— „Lobenswerte“ Literatur. Joseph Lauff, der Hohenzollernberberlicher auf Kommando, der die Post in eine Angelegenheit militärischer Dienstbefehle verwandelt hat, erhielt zur Feier seiner silbernen Hochzeit ein kaiserliches Telegramm dieses Wortlautes:

„Anlässlich Ihrer silbernen Hochzeit sende ich Ihnen und Ihrer Gattin meine herzlichsten Glückwünsche, indem ich meine Anerkennung dafür wiederhole, wie Sie es verstanden haben, die Geschäfte meines Hauses durch Lobenswerte Darstellungen meinem Volke vor Augen zu führen. Wilhelm I. R.“

Die deutschen Dichter wissen nunmehr dokumentarisch, worauf es ankommt, wenn sie eine gute Fensur erhalten wollen. Daß die Literaturgeschichte diese Noten nicht in Zahlung nimmt, ist freilich eine andere Sache. Aber durch ebenso lobenswerte Literaturgeschichtskritikerei läßt sich und wird ja bereits Abhilfe geschaffen.

— Der Mineraloge, Professor Karl Klein, Direktor des Museums für Naturkunde ist im 65. Lebensjahre in Charlottenburg gestorben. Klein war seit 1869 akademisch tätig und seit zwei Jahrzehnten Dozent in Berlin. Der Gelehrte, der Mitglied zahlreicher Akademien war, veröffentlichte eine Reihe wichtiger Arbeiten über die Struktur der Kristalle.

— Theodor Mamroth, der langjährige Feuilletonredakteur der „Frankfurter Zeitung“ ist in Frankfurt a. M. im Alter von 55 Jahren gestorben. N., ein geborener Breslauer, war durch die Wiener Feuilletonschule gegangen. Auf mancherlei literarischen Gebieten war er selber tätig gewesen. Aber mit der Zeit nahm ihm die redaktionelle Tätigkeit die Muße und die Ruhe zum eigenen Schaffen. Daß ihm anvertraute Feuilleton wußte er zum besten aller deutschen Zeitungen zu erheben. Es war mannigfaltig, selbständig und unterhaltend. Der Name des Journalisten, der keine vielgelesenen Bücher hinterläßt, verschwindet mit ihm, ja wird oft nicht einmal zu seinen Lebzeiten weiter bekannt. Während die Namen der Büchermacher in aller Munde sind. Daß war auch Mamroths Schicksal.

— Hauptmanns Drama „Elga“ soll unter Hauptmanns Mitwirkung als Libretto einer Oper zugrunde gelegt werden, die der ungarische Komponist Ludwig Erwin vertonen wird.

— Die Vergrößerung des Britischen Museums. Am nächsten Donnerstag wird in London der Grundstein zu dem Erweiterungsbau des Britischen Museums gelegt werden. Schon im Jahre 1894 wurden vom Parlament zu der dringend erforderlichen Vergrößerung des jetzt schon so gewaltigen Museums vier Millionen Mark bewilligt und dafür die angrenzenden 69 Häuser mit 1/2 Acres Bodenfläche angekauft. Im Jahre 1900 vermachte Vincent Stuch-Dean für die Ausdehnung der Bibliothek eine Million Mark und zu dieser Summe hat die Regierung drei Millionen Mark für die Errichtung des neuen Flügels hinzugefügt. Das neue Gebäude hat eine Fassade von 386 Fuß und zeigt eine einfache Ordnung jonischer Säulen auf einer Basis, die zehn Fuß über dem Straßenniveau liegt.

— Ein Zirkus-Truß. Wie der New Yorker „Herald“ berichtet, ist ein neuer Truß im Entstehen, der gleich die ganze Welt umfassen will. Alle großen europäischen und amerikanischen Zirkusse sollen zu einem Ring vereinigt werden; sowohl das Hippodrom in Paris wie die Arena in London, die Establishments in Liverpool, Berlin, Wien, Rom und Madrid und die neuen Establishments in New York, St. Louis, Philadelphia und anderen Städten werden dem neuen Truß, der zunächst mit 20 Millionen kapitalisiert werden soll, angehören.